

(Nachdruck verboten.)

24] Die Mutter.

Roman von Maxim Gorli. Deutsch von Adolf Geh.

Abends ging der Kleinrusse fort, sie zündete die Lampe an und setzte sich an den Tisch, um Strümpfe zu stricken. Sie stand aber bald auf, ging unentschlossen im Zimmer hin und her, trat in die Küche, schob den Riegel vor die Tür und kehrte schnell, die Brauen bewegend, ins Zimmer zurück. Sie ließ die Fenstervorhänge herab, nahm ein Buch vom Regal, setzte sich wieder an den Tisch, blickte um sich, beugte sich über das Buch, und ihre Lippen bewegten sich . . . Wenn von der Straße Lärm drang, bedeckte sie zitternd das Buch mit der Hand und horchte . . . Und dann flüsterte sie wieder, die Augen bald öffnend, bald schließend:

„L-E-B-E-N“

Gleichmäßig mit unerbittlicher Regelmäßigkeit zählte der Uhrpendel die sterbenden Sekunden.

Es klopfte, die Mutter sprang schnell auf die Füße, stellte das Buch auf das Wandbrett, trat zur Tür und fragte unruhig:

„Wer ist da?“

„Ich . . .“

Rybin trat ein, begrüßte sie, streichelte behäbig seinen Bart, blickte mit seinen dunklen Augen im Zimmer umher und sagte:

„Früher hast Du die Leute eingelassen, ohne zu fragen . . . Bist Du allein?“

„Ja.“

„So. Und ich glaube — der Kleinrusse wäre hier. Ich habe ihn heute gesehen . . . Das Gefängnis verdirbt den Menschen nicht . . . am meisten verdirbt uns die Dummheit . . . So ist es.“

Er trat ins Zimmer, setzte sich und fuhr fort:

„Laß uns miteinander reden . . . Siehst Du, ich habe eine Vermutung . . .“

Er blickte vielstündig und geheimnisvoll drein und machte die Mutter ängstlich. Sie setzte sich ihm gegenüber und wartete schweigend.

„Alles kostet Geld!“ begann er mit seiner schwerfälligen Stimme. „Umsonst wird man weder geboren, noch stirbt man umsonst . . . Das ist die Sache . . . Flugblätter und Bücher — alles kostet Geld. Jetzt frage ich Dich: weißt Du, woher das Geld für die Flugblätter kommt?“

„Das weiß ich nicht!“ sagte die Mutter leise im Vorgefühl einer Gefahr.

„So. Ich weiß es auch nicht. Zweitens: wer schreibt die Flugblätter und Bücher?“

„Gelehrte . . .“

„Die Herren!“ sagte Rybin kurz. Seine Stimme wurde immer schwerer, und sein härtiges Gesicht wurde gespannt und rötete sich.

„Also die Herren schreiben die Bücher und verteilen sie. Was aber in den Büchern steht, ist gegen die Herren gerichtet. Jetzt sag' Du mir, was haben sie für einen Nutzen davon, wenn sie ihre Arbeit und Geld dazu hergeben, das Volk gegen sich aufzubringen . . . he?“

Die Alte blinzelte geschwind mit den Augen, riß sie dann weit auf und rief furchtjam:

„Was meinst Du denn? Was?“

„Aha!“ sagte Rybin, und räfelte sich auf seinem Stuhl wie ein Bär. „Siehst Du wohl! Als ich dahinter gekommen bin, wurde mir auch schauerlich.“

„Was denn? Hast Du etwas erfahren?“

„Betrug!“ erwiderte Rybin. „Ich fühl' es: Betrug. Erfahren habe ich nichts, aber Betrug steckt dahinter, soviel weiß ich. Die Herren tusteln da etwas heraus. Das paßt mir aber nicht . . . Ich will die Wahrheit wissen . . . Die Wahrheit verstehe ich, die habe ich begriffen . . . aber mit den Herren gehe ich nicht. Gebrauchen sie mich, stoßen sie mich vorwärts . . . und gehen auf meinen Knochen wie auf einer Brücke dahin . . .“

So sprach er, und seine mürrischen, niederdrückenden Worte lezten sich wie eine Klammer um das Herz der Mutter.

„Herrgott,“ rief sie jammern. „Sollte Pawel es wirklich nicht wissen? . . . Und alle, die aus der Stadt kommen, sollten die wirklich . . .“

Vor ihr tauchten die ernsten, ehrlichen Gesichter Jegors, Nikolai Zwanowitschs und Saschas auf, und ihr Herz erbehte.

„Nein, nein!“ schüttelte sie lebhaft den Kopf. „Das kann ich nicht glauben . . . Die handeln nach Gewissen und Ehre. Die haben nichts Schlechtes im Sinn, nein!“

„Von wem redest Du?“ fragte Rybin nachdenklich.

„Von allen . . . von allen, die ich bislang gesehen habe.“

Ihr Gesicht bedeckte sich mit Schweiß, und ihre Finger zitterten.

„Ruht nicht so kurz sehen, Mutter, blick' einmal weiter in die Ferne!“ sagte Rybin mit gesenktem Kopf. „Die mit uns verkehren, wissen vielleicht selbst nichts . . . Sie glauben — und so muß es sein . . . Sie lieben die Wahrheit . . . Aber vielleicht stehen hinter ihnen andere, die nur an ihren Vorteil denken? Umsonst handelt niemand gegen sich selbst . . .“

Und mit der Hartnäckigkeit eines Bauern, der jahrhundertlang Mißtrauen in sich großgezogen, fügte er hinzu: „Von den Herren kommt niemals etwas Gutes! So ist es.“

„Was hast Du vor?“ fragte die Mutter, wieder von dunklem Zweifel ergriffen.

„Ich?“ Rybin blickte sie an, schwieg einen Augenblick und wiederholte: „Wir müssen uns von den Herren fernhalten.“

Dann schwieg er wieder mürrisch und böshaft.

„Ich gehe fort, Mutter. Früher wollte ich mich an die Burtschen herannähern, um mit ihnen zusammen . . . Ich verstehe mich auf die Sache. Kann lesen und schreiben, bin zäh' und kein Narr. Und was die Hauptsache — ich weiß, was man den Leuten sagen muß. Das ist es. Jetzt will ich aber allein . . . Ich kann an Euch nicht glauben, also muß ich fort. Ich weiß, Mutter — die Menschenherzen sind unrein. Alle leben voll Neid, alle wollen futtern. Ist aber nur wenig Futter da, und jeder geht darauf aus, den anderen aufzufressen.“

Er senkte den Kopf und überlegte.

„Ich geh' aufs Land, auf die Dörfer. Will das Volk aufwiegeln. Das Volk muß selbst angreifen. Wenn die Leute erst einsehen, werden sie schon ihren Weg finden. Ich will mir die Mühe geben, daß sie das einsehen. Das Volk muß sich selbst helfen, muß eigenen Verstand gebrauchen. So ist es, Mutter.“

Er tat ihr leid, sie empfand Furcht für diesen Menschen. Er war ihr früher stets unangenehm gewesen, aber jetzt trat er ihr plötzlich näher, wurde ihr Vertrauter.

„Pawel geht den Weg von dieser Seite, er — von der anderen . . . Für Pawel ist es leichter!“ dachte sie unwillkürlich und sagte leise:

„Sie werden Dich greifen . . .“

Rybin blickte sie an und antwortete ruhig:

„Wenn schon — sie lassen mich wieder los, und dann will ich von neuem . . .“

„Die Bauern werden Dich selbst binden . . . und Du kommst lange ins Gefängnis . . .“

„Nun, da sitze ich eine Weile — dann komme ich wieder heraus. Und gehe wieder los . . . Und was die Bauern anlangt — vielleicht binden sie mich ein, zweimal, dann werden sie schon einsehen, daß sie mich nicht binden, sondern anhören müssen. Ich werde ihnen sagen: Ihr glaubt mir nicht, hört mich nur an . . . Wenn sie mich aber anhören — werden sie mir schon glauben!“

Beide sprachen langsam, als betasteten sie jedes Wort, bevor sie es aussprachen.

„Für mich, Mutter,“ sagte Rybin, „ist dabei wenig Freude. Ich habe hier die letzte Zeit viel herumgeschludert. Ja. Hab' allerhand begriffen. Aber jetzt ist mir zumute — als wenn ich einen Kleinen begrabe . . .“

„Du gehst zugrunde, Michailo Zwanowitsch,“ meinte die Mutter, traurig den Kopf schüttelnd.

Er sah sie mit seinen dunklen, tiefen Augen fragend und erwartungsvoll an. Sein stämmiger Körper beugte sich vorn-

Über, er stützte sich mit den Händen auf den Stuhlsitz und sein braunes, vom schwarzen Bart umrahmtes Gesicht erschien blaß.

„Weißt Du, was Christus vom Samenkorn gesagt hat? Wenn Du nicht stirbst — wirst Du in der neuen Lehre nicht auferstehen . . . Der Mensch ist ein Samenkorn der Wahrheit, ja . . . Ich hab's bis zum Tode noch weit. Ich bin schlau!“

Er räfelte sich auf dem Stuhl und stand langsam auf. „Ich gehe in die Wirtschaft zu den Leuten . . . Weis- halb kommt der Kleinrusse nicht . . . Ist er schon wieder bei der Arbeit?“

„Ja!“ sagte die Mutter lächelnd. „Sie sind ja alle so — kaum hat man sie aus dem Gefängnis freigelassen, so gehen sie sofort wieder ans Werk.“

„So muß es sein. Erzähl' ihm von mir . . .“ Sie gingen langsam Schulter an Schulter in die Küche und wechselten, ohne sich anzusehen, kurze Worte.

„Ich werd' ihm erzählen,“ versprach sie.

„Nun, leb' wohl!“

„Leb' wohl . . . Wann kündigst Du?“

„Hab' schon getündigt.“

„Und wann gehst Du fort?“

„Morgen. Morgen früh. Leb' wohl!“

Er bückte sich und schob ungeschickt und unwillig in den Flur. Die Mutter stand einen Augenblick vor der Tür und lauschte unsicher auf die sich entfernenden schweren Schritte. Dann wandte sie sich still um, trat ins Zimmer, hob den Vorhang auf und blickte durchs Fenster. Vor dem Fenster stand unbeweglich eine schwarze Finsternis, die ihren abgrundtiefen Rachen aufriß und auf etwas lauerte.

„Ich lebe nachts!“ dachte sie. „Immer nachts! . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Großstadt-Architektur.

Im Frühjahr 1907 setzte in Berlin die Bautätigkeit nicht ein mit jener Frische, jener Kraft, jener Umfang, die den vorhergehenden Bauperioden eigen gewesen war. In den Bezirken, wo freies Feld und Häusermeer aneinanderprallen, herrscht eine Ruhe, die tiefere Ursachen hat, als den Streit, der gegenwärtig das Baugeschehen zur Latenlosigkeit verdammt. Wo in den letzten Jahren die Häuserfluten in machtvollem Ansturm den Feldern und Aekern in wenigen Monaten gewaltige Gebiete entrisen, sind heute nur wenige Gerüste aufgeschossen, seltener flößt man an die Bretterzäune, hinter denen die neuen Steintolosse so rasch heranreifen. Der Augenblick der Ruhe ist geeignet, einige Betrachtungen anzustellen über das Wesen der modernen Häuserarchitektur. Für die Allgemeinheit steht da die äußere Formengestaltung im Vordergrund. Mit der Außenwelt tritt die Gestaltung der Innenräume nur indirekt in Berührung; die Frage aber, welche Wege die Architektur einschlägt, um ein in sich harmonisches Straßenbild zu schaffen, wird im wesentlichen der in Fassadenkonstruktion zu suchen bleiben. Hierauf beruhen die ästhetischen Forderungen an das moderne Stagenhaus. Und wie die modernen Bodenverhältnisse nun einmal liegen, um grob zu sprechen: das Ziel des Wohnhausbaues bleibt bis auf weiteres der Kasten mit repräsentativer Fassade.

Das hat seine Ursachen in den Bodenverhältnissen; in dem ruhelosen Wachsen der Preise und in der Unabwendbarkeit, den Raum bis zum letzten Atom zu nutzen. Bei Anlage des Grundrisses schon ist von Bewegungsfreiheit nicht die Rede. Es bleibt außer dem Bereich der Möglichkeit, wie bei Villenanlagen den Grundriß zu gliedern und zu entwickeln. Ein möglichst raumreicher Baukörper muß auf einen schmalen Bodenstreifen gezwängt werden; rechts, links, vorne, hinten sind die Anschlüsse von vornherein gegeben. Mit diesem unmittelbaren Sichanschiemgen an die Nachbarkörper, in diesem unausweichlichen Sichverschmelzen müssen mit den schon anschlussbegierigen Seitenmassen sinkt die räumliche Selbständigkeit des einzelnen Baukörpers zum Minimum und das Haus wird zum Teil einer größeren Gesamtheit, der zu dienen es fortan berufen scheint.

Diese Gesamtheit ist die Straßenfront und der Teil, in dem die einzelnen Baukörper in diesen ästhetischen Verband eintreten, ist die Fassade. Daß unsere Baumeister diesem künstlerischen Zusammenschluß sich oft noch entgegenstemmen, zugunsten einer vermeintlichen Selbständigkeit, die sie in Wahrheit nicht mehr besitzen, das bleibt einstweilen eines der schlimmsten Hemmnisse für die Schaffung eines großzügigen, in sich einheitlichen Stadtbildes. . . .

Die Gestaltung der Fassade bleibt somit der erste Maßstab, für den ästhetischen Allgemeintwert eines Hauses. Eine zweischneidige Aufgabe ist es, die ihrer harr: es gilt, Hand in Hand mit den Nachbarfassaden die Harmonie des Straßenbildes zu

schaffen, und es gilt, zugleich die bedingte Selbständigkeit des Einzelkörpers dadurch zu wahren, daß sie die konstruktiven Eigenheiten eines Hauses auf eine Seite konzentriert, unzweideutig ausprägt. In der Erfassung dieser Aufgabe (gegenüber der Luftschlastenarchitektur der vorigen Generation) liegt das Fortschrittliche des neueren Wohnhausbaues. Zwar: die Einförmigkeit der äußeren Umstände gebiert eine unleugbare Einförmigkeit der Bauausführung. Die Versuche, das moderne Wohnhaus zu schaffen, haben sich bereits zu einem Schema verdichtet, das bis auf weiteres den Typus darstellt. Es ist die Fassade mit zwei parallel aufstrebenden mehrgeschossigen Erkerbauten, die sich bei Straßen mit Vorgartenanlagen als Risaliten auf die Erde stützen. Diese Ausbauten, für die Gestaltung des Straßenbildes von malerischem Reiz, quellen heraus aus der schmalen Fassade, gleichsam als Drudmesser für die dreiseitige Einpressung des Baukörpers. Das Anorganische dieser parallel aufstrebenden Erker wird durch lineare Bindemittel gedeckt: indem beide Teile durch Ballonanlagen verbunden und so in eine gewisse Zusammengehörigkeit gesetzt werden. Die Verbindungsflammen liefern die Motivierung zu einer Reihe von reizvollen Linienkombinationen, die das Fassadenbild zwischen lapriziöser Unklarheit und einer fast pedantischen Anmut schwanken lassen.

Doch abgesehen von den Formwerten, die enthalten bleiben in der Auflösung der ererbten monotonen Flachheit zu jener Bewegung, die in jedem Vor und Zurück beschlossen liegt: diese mehrgeschossigen Ausbauten schaffen neue lineare Verhältnisse. Sie schaffen das, was einstweilen den straffesten Gegensatz bildet zu den in sich gesättigten, ruhevollen Haustypen, wie sie noch Schinkels Jünger, im Anschluß an die Antike, geschaffen; sie schaffen im Gegensatz zu der ruhenden Horizontalität des alten Wohnhauses das Aufstrebende, Richtsuchende, Ruhige, Unruhvolle, kurz: das Vertikale der neuen Bauweise.

Die Betonung der Senkrechten bleibt das eindruckstärkende Charakteristikum der neuen Bauweise. Die hat äußerlich wohl ihre Präulänge gehabt in der Wiedermeier-Linielänge, sie hat ihre Vorlänge, verworren noch, in der Pseudobarockarchitektur der 70er und 80er Jahre; in jenem materialfremden Kubbautum, das, nicht unberührt vom Potsdamer Klassizismus, sich anordnete, der Wohnhausfassade zu Repräsentationszwecken die mehrere Geschosse zusammenfassende Halbsäule oder den großen Pilaster anzuheften. Allein sie hat zugleich ihre Ursachen in raumpsihologischen Gewalten. Ähnlich der herborquellenden Tendenz der Erkerbauten schafft sie die logische Reaktion auf den von allen Seiten auf den Baukörper eindringenden Druck: sie strebt nach oben, als der Richtung, in der die letzten Expansionsmöglichkeiten liegen. Mit der Aufnahme des Biereitagenhauses zudem haben sich in der Fassade die Verhältnisse von Breite und Höhe zugunsten der letzteren verschoben; und es war eine formale Notwendigkeit, daß das Ueberwiegen der Höhe im Linearen ihren Widerhall fand: also in der Vertikale.

Dabei aber tauchte ein neues Problem auf. Auf daß Harmonie komme, heißt jede Kraft eine Gegenkraft. Es entsteht die Aufgabe, die ruhebar empordringende Tendenz der Lotrechten durch eine gleichwertige Gegenmacht zu binden und aufzulösen. Daß die Auflösung bisher nur durch Gewaltigkeiten vorgetäuscht wird, das bleibt einstweilen ein Mangel der neuen Profanarchitektur. Man wurzelt nicht mehr im Gefühlsmythizismus des Mittelalters und die Lösung, die dem Münsterbau der Gotik entsprach, bleibt für den modernen Kubbau unanwendbar. Es entspricht nicht dem Geiste unserer Zeit, die Vertikalen sonder Hemmnis, sonder Gegenmacht, sonder Fesselung in Türmen, Spitzgiebeln und Fialen freizuspringen zu lassen. Die ins Schrankenlose fortstrebenden Kräfte der Senkrechten verlangen Wändigung, damit es zum Gleichgewicht aller formalen Kräfte komme.

Die Versuche nach dieser Richtung haben noch keine einwandsfreie Lösung gewinnen können. In den meisten Fällen hat man die Horizontale des Dachstübes für ausreichend gehalten, das Dach hart und unvermittelt aufgeführt und so einen Zusammenprall der Linien bewirkt, der zu einer brutalen und ungleichen Kraftprobe wird und fast immer mit dem Siege der Lotrechten endet. Selbst Meßel hat in der Leipzigerstraßenfassade des Wertheimhauses einen Ausgleich nicht gefunden, so daß für das Gefühl die machtvoll aufstrebenden Senkrechten das Dach zu sprengen scheinen und durch dessen Krümmer herrenfrei fortstreben ins Unendliche. In der Hofstraßenfront dagegen ward ein Kompromiß gefunden, der bereits für eine Reihe neuester Hausbauten adoptiert ist: die Verstärkung der Horizontalkraft des Daches durch eine Verdoppelung der Motive. Bereits zwischen die vorletzten und letzten Geschosse ist eine Schiefersicht, breit und vorstrebend, eingelegt, die dem ersten scharfen Anprall der Senkrechten sich entgegenstemmt und deren Wucht immerhin um soviel mildert, daß das abschließende Dach dem zweiten Angriff standhält. Damit ist die Parole gegeben, in einer gesteigerten Gliederung der Dachformen das Gegengewicht zu suchen gegen die Vertikalität.

Die Ausgestaltung der Dachformen und deren Einbeziehung in das Gesamtbild ist im Anschluß an die moderne Sympathie für den Wiedermeiergeschmack wiederentdeckt worden. Sie ist ein Symptom für das gesunde Erstarren des Gefühls für das Organische. Denn was bis dahin an Fassadenkonstruktion geleistet ward, bekundet meist eine Ohnmacht, Masse, Linie und Material in ein logisches Verhältnis zu verknüpfen. Meist ward die Ver-

bedachung sorgsam verhüllt; als oberer Abschluß der Fassade kam eine große, geschweifte Kurve in Aufnahme, die weder zum Material, noch zum Konstruktiven eine nähere Beziehung einzugehen vermochte. Der Flächeninhalt dieser Kurve, meist mit dem Material widersprechender selbstamer Ornamentil gefüllt, schiebt sich kullissenartig vor den Dachgiebel und deckt diesen, dessen Dimensionen hochtrabend überflügelnd. Damit ist der Zusammenhang mit dem Konstruktiven geopfert.

Diesem Mangel an organischem Gefühl tritt nun der unbehüllte Ausbau der Bedachung entgegen. Er gibt dem Baukörper den sinngemäßen, oberen Abschluß. Zugleich aber ruhen in ihm, unabschätzbar in den Variationsmöglichkeiten, den Mansardenfensterungen, Giebelkreuzungen usw., eine Fülle von Ausgestaltungsmöglichkeiten. Das Problem gipfelt in der Schaffung von dämpfenden Ueberleitungsformen, die den schrillen Zusammenprall von Vertrechter und Horizontale mildern. Das Dach kurzerhand auf die energisch emporstößenden Fassadenlinien aufzustülpen, bringt in dem unermittelten Zusammenstoß der Linien einen formalen Mißklang.

Es hat übrigens nicht an Versuchen gefehlt, die Aufgabe, wenn auch nicht zu lösen, so doch zu verschleiern. Unter neueren Häusern tragen manche, stirnreifeig, ein breites, attikaartiges Gesimsband, das die Horizontale der Bedachung vorzuklingen läßt. Bei anderen Bauten sieht man das Bestreben, die Wucht der Senkrechten von vornherein abzuschwächen durch Anheftung von Gurtbändern zwischen den Geschossen. Diese Versuche, die sich oft bis zu kleinlicher Flächenzerstückung betreiben, können nie befriedigen, weil konstruktive Gewalten niemals durch Ornamentil dauernd niedergerungen werden können. Das Beispiel Messels von der Wohnstraßenfassade des Wertheim-Baues bleibt für die schmale, raumbeschränkte Wohnhausfassade nur mit Einschränkungen, mit Verkleinerungen übertragbar und wird bei dieser Uebersetzung notgedrungen an Wirkungskraft ihr Wesentlichstes einbüßen.

Keinen gewichtigeren Gradmesser gibt es für das organische Empfinden einer Generation, als die Art, wie sie die Zier- und Einzelformen verwendet und in die Gesamtheit eingliedert. Dabei bleibt es ohne Belang, ob man zurückgreift zu Formen der Antike, ob zu romanischen, ob zu denen der Gotik oder zu Barockmotiven: ausschlaggebend ist allein, ob sie ihrem Wesen entsprechend verwendet werden. Der Mißbrauch der Farbenkräfte, die Gewohnheit, Säulen, Flächen, Giebelfelder, alles mit wogenden, rauschenden, steinfeindlichen Schlingpflanzenornamenten zu überziehen, — die Periode dieser jugendlichen Orgien ging schnell vorüber. Allein auch heute noch, wo man ausschaut, die von vergangenen Kulturen gemonnenen Formensätze wieder zu erobern, ist von einer sinn- und weisungemäßen Anwendung der Zierformen nur wenig zu spüren. Kurzerhand werden Einzelformen emanzipiert von den Bedingungen ihrer Entstehung und auf Verhältnisse angewandt, die unter anderen Voraussetzungen anderen Zielen zustreben. Die ornamentale Ausnutzung des Motivs, des gebrochenen Giebels — um ein Beispiel aufzugreifen —, ward (und wird noch oft) in peiniger Uniformität an jeder freien Stelle wiederholt. Daß das Barock seinerzeit den ererbten Renaissancegiebel brach und umstülpte, weil sein leitender Grundgedanke, die Umwertung aller Ruhe zu Bewegung, das bedingte, scheint vergessen. Man findet ihn heute wieder inmitten von Formen, die mit allen Fasern in sich gesättigte Ruhe anstreben; als ob die zeretzende Wucht dieser Giebelsprengung da nicht zur Dissonanz werden müsse. Selbst an den Geschossgrenzungen der Erkerbauten Lehren, verstümmelt und als zerrissene, zwecklos in der Fläche schwebende Eckwinkel, seine Reste wieder, nur auf daß notdürftig eine hastig gemurmelte Ueberleitung erhascht werde von einem Geschos zum anderen.

Diesen noch nicht ausgerotteten Auswüchsen gegenüber liegt in dem Einsehen der verjüngten Wiedermeierepoche zweifelsfrei das Fortschrittliche. Die klare, ruhige, selbstbewußte Anlehnung ans Konstruktive, die zurückhaltende Einfachheit der Flächen und Flächenbetonung, die, tastend noch, in den jüngsten Bauten sich ankündigt, Hand in Hand mit der Möglichkeit, die Formwerte der Dachgliederung in kourante ästhetische Münze umzusetzen, all das kann den Ausblick in die Zukunft trostreich gestalten.

Nichts ist schwerer, als aus dieser Mehrheit ein harmonisches Bild zusammenzuformen. Zu allen anderen Hindernissen tritt das Widerstreben des Einzelbauherrn, der sein Eigentum auf sich selbst gestellt sehen will. Schon Friedrich II. mußte da mit seinen Beeinflussungsversuchen scheitern, und die Erinnerung bleibt lehrreich für die Hartnäckigkeit, mit dem der „Individualismus“ des Einzelbauherrn sich anstempt gegen alle Einigungsbestrebungen. Mit Hilfe der vom König genährten Bauhilfssummen ging man damals aus, mehrere Häuser zur Einheit zusammenzuraffen unter dem Dedmantel einer gemeinsamen Fassade. Und genugam berühmt ist der Fall, wie die einzelnen Bauherrn ihren Persönlichkeitsdrang dadurch betätigten, daß der eine seinen Teil gelb anstrich, der zweite grün und der dritte rot....

Das schwerste Hindernis jedoch liegt in dem Verhältnis des Einzelgrundstückes, das im Bau die Betonung der Vertikale bedingt, zur Straßenfront, die in ihrer Gesamtheit die Horizontale zur Dominante erhebt. Solange das Vieretagenhaus Typus bleibt, ist der Ausgleich dieser Widersprüche Phantom und das

Straßenbild wird nicht hinausfinden über das mosaikartige Nebeneinander der Baukörper; nicht fortfinden über ein Nebeneinander, in welchem der Ehrgeiz jedes Hauses der sein wird, seinen Nachbarn zu verdunkeln. So steht die Entwicklung vor der Wahl zwischen dem Rehn- und Mehretagenhaus amerikanischer Musters und den Zusammenschluß aller Parzellen eines Blocks zur Einheit. Zweifellos liegt in letzterem die stärkste Handhabe zur Harmonisierung des Stadtbildes.

(Nachdruck verboten.)

Ausflug.

Skizze von E. Veih (Berlin).

(Schluß.)

II.

Rast zu schnell geht die Fahrt zu Ende, an den hohen Häusern mit den Vorgärten, in denen Blumen blühen, bunt und schön, wie Mutterchen sie macht, vorbei an den laufenden Wagen, den Löff-töffs vorüber und vielen, vielen Menschen. Aber es wird noch schöner! Aussteigen, Wandern im Wald, Laufen, Spielen, Milch trinken an langen Tischen, köstliche Stullen essen, auf den See blicken. Ein Schloß begucken. Wenn sie nur alles behält, was der Nachmittag bringt! Man ist so heiß und doch froh, ein bißchen müde, möchte aber immer noch mehr sehen und tun, laufen, springen, singen. So was mühte gar kein Ende haben. „Schau Dich nicht um, der Plumpsack geht um!“ „Wännichen vertwechsele Dich!“ „Was mag die Uhr sein? Schon spät? Ob wir bald fort müssen?“ fragen und tuscheln die Mädchen durcheinander.

„Oh, noch früh! Nee, nee, nach Hause müssen wir noch lange nicht.“

„Nach Hause geh'n wir lange nicht!“ stimmt Tina Genzel übermühtig an.

„Hör' auf mit Deinem Bierbaf!“ mahnt Fräulein Lorenzen. Zuweilen sind die Lehrerinnen zusammen mit den Lehrern, dann kommen sie wieder zu ihren Klassen.

Von Hundehufe geht's nach Halensee, das ist das Letzte. Nun dürfen sie auch auskühn warmen um den See, freilich zerstreuen sollen sie sich nicht. In Gruppen bleiben. Auf das Waldhorn hören, mit dem Herr Lehrer Vornwein Signale gibt.

Was sie alles sammeln, die Mädchen! staunt Erna. Steine, Moos; Blumen findet man kaum. Aber da unten ist Schilf! Das hat Mutterchen auch mit nach Hause gebracht. Es nicht, ganz leise vom Winde bewegt, und spiegelt sich im See. „Du, woll'n wir Schilf holen?“

„Nee, nee.“ sagt das Mädchen, mit dem Erna im Takt nach dem Lied: „Ich hatt' einen Kameraden, marschiert. So'n olles Schilf!“

Aber es ist doch schön. Großvater hat seine Freude daran gehabt. Sie bleibt ein Augenblickchen zurück. Vom Weg find's nur ein paar Schritte. Eine Handvoll nehmen und dann den andern wieder nachlaufen. Huch! Da flattert ein Vogel auf, ein rechter Schwarzvögel, mit breitem Flügel schlagen und heiserem Krähen. Und dann tritt hinter einer Föhre ein Junge hervor. „Ich bin auch da!“

„Du?“ sagt Erna und lacht über das ganze Gesicht; aber darauf ein Kopfschütteln. „Wie geht denn das zu?“ staunt sie und sieht, daß er die Kornblume ins Knopfloch gesteckt hat.

„Solch eine Lust hatt' ich, so eine große, auch in den Wald, und wie Onkel Ludwig kam, der immer sagt, wünsch Dir was, da hab ich ihn gebeten ums Fahrgehd.“ Das kommt wieder mit dem leichten roten Schein, der über sein Gesicht fliegt, heraus.

„Du bist aber gescheit,“ lobt Erna und ist ganz gravitätisch, wie Großchen. Einen Strauß von Blättern und Zweigen aller Art hat er in der rechten Hand.

„So braune Augen, wie Du, hat Mutterchen auch!“ meint Erna, und tippt mit dem Finger gegen seine Brust. Ihr Hut ist in den Nacken gerutscht. Die krausen Locken über der erhigten Stirn stehen ab.

„Wie heißt Du?“ fragte sie. „Wido!“

„Wido? komisch!“ dabei zieht sie die roten Lippen. „So heißt ja sonst kein Mensch.“

„Bei uns doch! Wir sind aus Emden!“

„Emden? auch komisch! Nee, was es alles auf der Welt gibt.“ Sie spricht das auch der Großmutter nach.

„Ich weiß, daß Du Erna heißt!“ sagt Wido. „Woher denn?“

„Ich hab's gehört, wie sie Dich riefen!“

„Aber Du spielst ja nicht mit den Jungens im Hofe?“

„Nein! Ich spiel' überhaupt nicht.“

„Komisch!“ sagt sie wieder. Da kommt es ganz glänzend in seine Augen:

„Ich habe doch nur — und kann mich nicht wehren, wenn sie roh sind. Meine Eltern sagen, ich muß aus dem Hofe geh'n, daß es mich nicht zu sehr tränk.“

„Ich spiel' auch nicht im Hof, Mutterchen sagt, es is ordinär und man lern' nur Schlechtes. Dann“, ihr Blick fällt auf den leeren Aermel. „Wo haste denn —“ sie stockt — „haste nie?“

Es sieht aus, als fühlt er einen plötzlichen Schmerz.

„Doch! ich bin verunglückt — in Vaters Fabrik — es mußte —“ er schludt. „Aber — Onkel Ludwig, weißt Du, der will mir einen künstlichen Arm machen lassen — bald! Er ist reich und will auch Vater helfen.“

„Das muß —“ Erna sucht nach einem Wort, dann bringt sie es kleinlaut heraus — „sein sein“.

„Die Leute merken denn gar nichts; es ist ein prachtvoller Mechanismus!“

„Ach nee!“ meint sie kopfschüttelnd, denn diesmal paßt ihr das „Tomisch“ nicht. Dann, nach einem kleinen Nachdenken:

„Kannst Du Leben und Tod?“

„Ja!“

„Großchen und ich spielen es manchmal. Ich will mal fragen, ob Du uns besuchen darfst! dann spielen wir es. Willst Du?“

„Ich habe auch ein Dammenbrett und kann Dir Mühle zeigen.“

„Na ja! Leben und Tod ist aber wundervoll. Um Mühle spielen wir.“

„Ach — aber,“ es fällt ihr plötzlich etwas ein, und sie reicht ihm ihr Täschchen hin. „Halt mal! ich muß schnell machen. Sonst gehen die anderen mir weg. Ich will Schiffs holen, für Muttschen.“

Sie springt hinunter, ritisch, ritsch! Wido steht geduldig wartend. Drüben klingen die singenden Stimmen der Mädchen, in den Bäumen über ihm säuselt und knackt es. Er hat die kleine weiße Gestalt da am Seerand immer im Auge.

„Oh, so schöne Blumen!“ ruft Erna plötzlich hell herüber, aber gleich darauf ein Schrei — ein Glucksen im Wasser.

Ein jäher Schreck packt den Knaben.

„Erna — — halt Dich! — — ich komme, ich komme schon!“

Strauß und Täsche fliegen auf den moosigen Boden. Er ist mit einem Sprung an dem Seestrand, teilt die grüne Wand mit seinem Arm.

„Erna! Erna! ich helf Dir ja! Erna!“ — —

Herr Vorwein läßt sein Waldhorn tönen. Von allen Seiten eilen die großen und kleinen Mädchen herbei.

„Aufstellen, Kassenweise! Abzählen, zum Abmarsch nach der Straßenbahn bereit!“ Kurz und hell fliegen die Kommandos hin und her.

„Hier — alle! hier auch! hier auch!“ Aber da — ein Stoden.

„Erna Degener ist nicht da!“

„Erna! Erna!“ schallt es laut und eindringlich. „Bitte, Herr Vorwein, das Signal noch einmal!“

Flüstern, Fragen, Wispern.

„Still, wer hat sie zuletzt gesehen? Wer ging mit ihr?“

„Schiff wollt' sie pflücken. Ich wollt' nicht mit!“ sagt Tina.

Ein rasches Beraten in der Gruppe der Lehrer und Lehrerinnen.

„Am See entlang! die Großen mit uns! die anderen bleiben hier und warten! Das Horn ruft zurück.“

Ein Ausschwärmen geht an. Nicht lange und nicht weit ist man am See links hin gegangen, da findet man Täsche und Strauß, und dann schrillt ein heller Schrei: „Dort! da ragt was! das sind Fische! Das ist —“

Kopfsüßer im Morast das leblose blonde Kind, und nicht weit davon findet man den Körper eines unbekanntem Knaben. Sie haben nicht lang zu wundern und zu fragen. In der rechten Hand hält Erna Schiffsblätter, beim Abreißen hat der jumpfuge Grund nachgegeben. Der Junge muß ihr zu Hilfe geeilt sein. — —

Verstört und still schauernd fahren die Mädchen in den elektrischen Wagen heim; kein froher Gesang erschallt.

Später nimmt ein schwarzes, lastenartiges Gefährt die beiden kleinen Stillgeordneten auf, um sie durch das brausende Gewühl und den Lichterglanz der Großstadt nach dem Schauhaufe zu führen, wie das die Polizeivorchrift verlangt.

Fräulein Lorenzen und Herr Vorwein sitzen in einer Droschke und fahren nach einer anderen Richtung ab. Die Lehrerin weiß, wo ihres Lieblings Heim ist, sie kennt die alte Frau und die blasse Mutter, von deren Schicksal sie eine Ahnung hat — eine Verlassene.

Sie haben die schwere Aufgabe der Mitteilung übernommen. In welchem Heim aber wird man vergebens auf den kleinen Burschen warten, der so tapfer zu Hilfe eilen wollte? haben sie einander gefragt. Der Mond kommt hoch, groß und silbergoldig, und Marie Lorenzen denkt an Klein-Erna im Goldhaar, in dem nun der schwarze Schlamm trocknet, und an das Lied, das sie singen wollte, vom Mond, dem Hirten und seinen Schäfslein, den Sternen ...

Kleines feuilleton.

Physikalisches.

Neue Farbenphotographie. Man kann nicht gerade sagen, daß die erfindungsreichen Amerikaner bisher zur Förderung des wichtigen Problems der farbigen Photographie besonders viel geleistet haben, aber möglicherweise soll das jetzt mit einem Schlag anders werden, denn es kommt die Nachricht, daß ein gewisser Charles Gilbert in Chicago, der als hervorragender Experimentator bezeichnet wird, ein neues Verfahren der Farbenphotographie entdeckt hat, das direkte farbige Positive in einer Aufnahmezeit von nur einer tausendstel Sekunde liefert. Noch in diesem Jahr soll nach Erlebigung der Patentanmeldungen die Entdeckung für den Handel nutzbar gemacht werden. Die Leistung soll sich auf den Arbeiten anderer Pioniere der Farbenphotographie aufbauen, aber

als wesentliche Neuheit einen bisher unbekanntem Anilinfarbstoff benutzen, der so empfindlich ist, daß jede Spur von Farbe durch einen feinen Lichtstrahl, wie er durch eine ganz dicht zusammengezogene Blende in einer hundertstel Sekunde hindurchgeht, zum Verschwinden gebracht werden kann. Das Druckpapier ist mit drei Farbstoffen für die Grundfarben überzogen, die in mikroskopischen Linien nebeneinander in derselben Reihenfolge stehen, wie sie im Spektrum auf einander folgen. Die Oberfläche des so bereiteten Papiers sieht lichtgrau aus. Platten werden überhaupt nicht benutzt, sondern nur dies farbenempfindliche Papier. Die Zerlegung des weißen Lichtes, wie es durch die Linse fällt, wird durch ein dreiseitiges Prisma vollendet und wirkt auf das empfindliche Papier in verschiedenen Graden. So werden durch Interferenz die einzelnen Flächen des Papiers dem Einfluß von Lichtstrahlen verschiedener Länge unterworfen und die verschiedenen farbigen mikroskopischen Linien gleichzeitig entsprechend in verschiedenem Grade ausgebleicht. Das Papier wird dann entwickelt und das Bild erscheint sofort den Farben nach positiv, allerdings in umgekehrter Stellung. Das Britische Journal für Photographie fügt der Beschreibung hinzu: „Das große Problem ist gelöst, wenn diese Angaben wahr sind!“

Humoristisches.

Kamerun.

Gottentotten, Wondelöhne,
Sind besetzt, die Luft ist groß,
Und nun geht es, hast du Löne,
An dem andren Ende los.

Im Südwest sind kaum die Scharten
Unfres Degens fortgeweht,
Da kann's Garua nicht erwarten
Und der Fullah meutert jetzt.

Fleischend drängen schwarze Mengen!
Kriegsgebrüll nach kurzer Rast!
Auf Erschießen und auf Hängen
Ist man abermals gefaßt. . . .

Regerleichen, tote Reiter,
Keule, Strid und Schießgewehr?
Wenn das in perpetuum weiter
Fortgehn soll — ich danke sehr. . . .

(Gottlieb im „Tag“.)

— Humor des Auslandes. Richter: „Wo wohnen Sie?“ — Vagabund: „Nirgends.“ — Richter: „Und Sie?“ — Zweiter Vagabund: „Gleich nebenan.“

(P. B. L. Buenos Aires.)

Vater: „Es schwirren alle möglichen Gerüchte über Dich in der Stadt herum, Sophie. Ist es wahr, daß etwas zwischen Dir und Leutnant Paul ist?“ — Sophie: „Ja, lieber Vater, Du.“ (Lifto.)

Notizen.

— „Wien“ weiß sich zu helfen. Wahrs konfisziertes Buch über Wien wird demnächst in neuer Auflage erscheinen. Das ist die Folge der staatsanwaltschaftlichen Kellame. Der alte Text ist vollständig darin enthalten trotz der Konfiskation. Der beschlagnahmte Abschnitt ist zwar im Zusammenhang des Textes weggelassen, wird aber in Form der im Abgeordnetenhaufe eingebrachten Interpellation, die den Wortlaut der Stelle enthält, zum Abdruck gebracht. So wird die Zensur durch die Interpellation aufgehoben.

— Das journalistische Seminar an der Universität Heidelberg, das von Prof. Adolf Koch begründet wurde, beging sein zehnjähriges Jubiläum. Eine Spende von 1000 M. soll zu einer Seminarbibliothek verwendet werden.

— Eine Atelierhausgenossenschaft zu gründen wurde in Münchener Künstlerkreisen beschlossen, um dem Mangel an geeigneten Ateliers abzuhelfen. Man beabsichtigt kleine Eigenhäuser mit Gärten zu errichten.

— Eine internationale Konferenz über die Schlafkrankheit wird am 1. November in London stattfinden. Es handelt sich darum, einem permanenten Zentralbureau, das zum Austausch der in einzelnen Ländern gemachten Erfahrungen und zur Ergreifung von geeigneten Initiativen dient, definitive Gestalt zu geben.

— Der dritte internationale Esperantisten-Kongreß wird vom 10. bis 17. August d. J. in Cambridge (England) stattfinden. Man rechnet auf etwa 1500 Teilnehmer. Der Erfinder des Esperanto, Dr. Zamenhof, wird den Kongreß eröffnen. In verschiedenen Kirchen wird in Esperanto gepredigt werden. Juristen, Aerzte, Apotheker, Offiziere, Journalisten, Kaufleute, Seelente, Musiker, Antialkoholiker, Freimaurer, Pazifisten, Angehörige des Roten Kreuzes werde ihre besonderen Versammlungen abhalten. — Nichtbeteiligten raten wir, inzwischen fleißig weiter Englisch, Französisch, Italienisch, Russisch zu lernen, da diese Sprachen vor der Hand immer noch mehr internationale Bedeutung haben als Esperanto und seine Konkurrenten.